

Ich sehe aber gerade, daß Herr Minister Reiche soeben eingetroffen ist und denke, daß er an meiner Stelle jetzt zu Ihnen sprechen sollte. Ich setze dann gleich noch einmal an.

Minister Steffen Reiche, MdL: Herr Vorsitzender, sehr geehrte Damen und Herren! Willkommen im brandenburgischen Eisenhüttenstadt. Für eine solche Tagung, denke ich, wird man wenig geeignete Orte finden, aus zwei Gründen: Wie im Brennspiegel ist in dieser ehemals sozialistischen Modellstadt konzentriert zusammengefaßt, wie in einer Art Siedebehälter kann man hier einen Extrakt dessen vorfinden, was DDR sein wollte, und was sie dann eben nur geworden war. Diese Stadt ist in Brandenburg, und das hat zur Folge, daß hier vorsichtiger umgebaut worden ist als in anderen Orten. Nicht nur daß die tausendste Wohnung saniert worden ist, das wäre auch in anderen Ländern so passiert. Wir haben hier in Brandenburg bewußt versucht, Bewahrenswertes zu bewahren, nicht nur im Denkmalschutz, sondern quer durch den Alltag, nicht nur im Dokumentationszentrum, sondern auch im richtigen Leben. Wir haben schon 1990 gesagt: Da kommen wir her, da wollen wir hin und das bringen wir mit. Und das Erstaunliche ist, für andere noch mehr als für uns, daß sich manches gar nicht als Ballast erwies, sondern als hilfreich. Wer tiefer aus der Provinz und weiter von Berlin weg hierher kam, hat das Neue oft genauso unkritisch übernommen, wie er sich auf das damals Vierzigjährige voll und ganz eingelassen hatte. Und das sind, denke ich, zwei gute Gründe, daß Sie hierher gekommen sind, um beides zu untersuchen: den Alltag zwischen Selbstbehauptung und Anpassung und die Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit.

Die Mangelgesellschaft zu reflektieren, nachdem man sieben Jahre Erfahrung in der Überfließgesellschaft gesammelt hat denke ich, ist ein schwieriges Verfahren. Denn damals, ohne den Überfluß, ohne die Erfahrung von sieben Jahren vereintem Deutschland, haben wir natürlich den Mangel ganz anders erlebt. Aber allgegenwärtig war er ein Grundmerkmal dieser Gesellschaft. Und das Einzige, was wirklich und zuverlässig im Überfluß da war, war der Mangel. Denn er wurde kontinuierlich neu erzeugt. Eine witzige Analyse, die mir noch in guter Erinnerung ist, beschreibt das treffend: Was wird, wenn die Wüste sozialistisch wird? Der Sand wird knapp! Das bringt, denke ich, die Sache auf den Punkt. Die Art und Weise, mit Überfluß umzugehen oder zumindest Notwendiges in ausreichendem Umfang zu produzieren, erzeugt mit großer Sicherheit an anderer Stelle oder in einem anderen Bereich Mangel. Will man den Alltag in der Mangelgesellschaft heute analysieren, muß man sorgfältig differenzieren zwischen der damaligen, sozusagen natürlichen, unvoreingenommenen Mangelerfahrung und der heutigen Vorstellung von Mangel, die immer mit der Empörung gemischt ist, die sofort hinzukommt, wenn man den Mangel einmal nicht mehr als vertrautes Lebensgefühl hat. Man muß sehr sorgsam differenzieren, denn wer auch nur wenige Tage, vielleicht nur einen Tag den Westen erlebt hatte, der kam gleich in eine riesige Distanz. Er lebte von da an in einem Spagat, denn er hatte erlebt, was möglich ist, wenn Menschen sich selbst organisieren können. Bis dahin war Mangel das Vertraute,

das ärgerte immer wieder, machte Panik, aber es fehlte die Erfahrung, ohne Mangel zu leben. Wir wollen die DDR nicht wiederhaben, aber wir lassen sie uns auch nicht nehmen. Da muß also doch etwas im Alltag in der DDR zwischen Selbstbehauptung und Anpassung gewesen sein, nicht nur ein Balanceakt, nicht nur eine Nische, sondern da sind Dinge mit uns verwachsen, Teil einer Biographie geworden, die man um so ruhiger betrachten kann, um so größer, und das heißt sicherer die Distanz geworden ist. Aber die Sicherheit der gewachsenen Distanz ist hilfreich, weil man immer diese Differenz mitleben muß, will man sich nicht als Ostalgiker selber unfähig machen, hier zu leben. Wir lassen es uns nicht nehmen, denn da ist ein Stück Versuch, Anerkennung zu erreichen, daß das Gewesene auffälliger, sozusagen um Anerkennung heischend, drapiert wird, als es eigentlich sinnvoll oder notwendig wäre. Für den Betrachter von außen manchmal vielleicht eher etwas peinlich, ist das für die Selbst- und die Binnenkommunikation außerordentlich wichtig.

Ich will aus der Erinnerung zwei Formen von Mangel kurz nennen, die mir mit der gewachsenen Distanz besonders wichtig erscheinen, und die ich sozusagen *pars pro toto* und paradigmatisch nennen möchte. Es sind auch zwei wesentliche Gründe, weshalb ich schon damals Schwierigkeiten hatte, bei der Rückkehr von den kurzen Reisen, und heute deshalb nicht mehr zurück könnte. Das Erste ist der Mangel an Ästhetik und Schönheit, die allgegenwärtige Abwesenheit von einem auch nur halbwegs anspruchsvollen Design. Der schlechte Geschmack der Arbeiterführer durchzog alles oder berührte alles wie ein übler Geruch. Es war sozusagen ein stehengebliebenes Bewußtsein für Formen und Farben, das, selbst wenn es abgeschüttelt werden sollte, als das Negativ zum gezeigten Positiv für den Kundigen immer wieder zu erkennen war. Dadurch hatte vieles etwas abgestandenes. Eine Erinnerung: Ich zeigte 1987 mit einem abwertenden, fast vorwurfsvollen Unterton einem Freund aus Italien die DDR. Und um so ärgerlicher ich war und wurde, um so wohler fühlte er sich: Das erinnert mich alles an meine Kindheit, sagte er. Der gute Mensch war fünfzig Jahre alt und mir wurde schlagartig deutlich, wo wir stehengeblieben waren oder daß wir zumindest nur mit großer Zeitverzögerung vorwärtsgekommen waren. Das hat heute auch sein Gutes, der Mangel an Entwicklung hat eine nicht überschaubare Menge an Denkmälern erhalten, und riesige Flächen, die heute unter Naturschutz stehen, entstehen lassen. Das Zweite ist der Mangel an Geschwindigkeit. Kam ich damals von Besuchen zurück, mußte ich mein Leben sozusagen über Nacht entschleunigen. Nicht nur, daß vieles langsamer und gemächlicher ging, zugleich mußte auch anderes in absurder Hast und Hektik passieren. Man kam letztlich irgendwie nicht voran. Der Mangel an Öffentlichkeit beförderte das in die Gesellschaft – eine dauerhafte Inszenierung, die für uns stattfand. Wer seine Rolle nicht dankbar annehmen wollte, mußte sich verstellen. An Künstlern des Verstellens gab es keinen Mangel. In der Mangelgesellschaft interessierte mehr, was du bist, als was du hast.

Zunächst wird Mangel ja immer als das Fehlen einer dringend benötigten Sache oder einer Person beschrieben. Aber auch ein Mangel an Fein- oder Taktgefühl und ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften oder an Ausdauer und Ent-

schlossenheit wird in dem einschlägigen DDR-Wörterbuch angeführt. An den Mangel an Arbeitsplätzen ist dort nicht gedacht, aber an Mängel, die es auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft noch zu überwinden gelte. Zweitens, so belehrt dieses Wörterbuch aus der DDR weiter, kann Mangel auch als Synonym für Fehler stehen. An einer Ware kleine Mängel feststellen. Charakterliche Mängel hier und da beheben. Darüber hinaus gibt es in diesem Wörterbuch einen weiteren Hinweis auf die politische Bedeutung von Mangel, und zwar die Mangel, ein Gerät zum Glätten der Wäsche zwischen zwei gegenläufigen Walzen. Jemanden in die Mangel nehmen, durch die Mangel drehen. Die heute Anzuhörenden werden diese Mangel, denke ich, nicht fürchten müssen, wenn sie die Zurückhaltung ablegen.

Ich hoffe, daß diese Anhörung über Erfahrung und Bewältigungsstrategien in der Mangelgesellschaft auch dazu beitragen kann, politische Fragen an die Überflußgesellschaft zu stellen. Angesichts der lang anhaltenden Diskussion um Schulden, um Renten und Steuerreform habe ich den Eindruck gewonnen, daß wir uns zunehmend mit Strategien am Ende der Planungssicherheit für den Staat und persönliche Lebensläufe befassen müssen. Mangel ist auch ein wichtiges Anzeichen für notwendige Veränderungen. Nicht als Aufforderung zur Beseitigung des Mangels, sondern manchmal eben auch als Zeichen, daß Strukturen verändert werden müssen, daß Institutionen im Wandel begriffen sind. Viele würden vermutlich bei diesem Thema in der Gefahr stehen, sich von einem investigativen, voyeuristischen oder denunziatorischen Blick leiten zu lassen. Mich interessiert dieses Thema wieder neu, weil ich mich frage: Was können wir brauchen, aus der Mangelgesellschaft von einst, für die Mangelgesellschaft von morgen. Vielen Dank.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herr Minister, herzlichen Dank, daß Sie uns besucht und daß Sie zu uns geredet haben. Ich hoffe, Sie haben ein wenig Zeit, um festzustellen, ob das eine oder andere, was Sie an Erwartungen, Hoffnungen oder Fragen geäußert haben, sich hier wiederfinden wird. Uns allen aber ist, glaube ich, deutlich geworden, schon aus den drei ersten, kurzen Grußworten, daß das, was ich Ihnen prophezeit habe, Wirklichkeit sein wird: daß wir hier sehr unterschiedlicher Meinung sind, und Dinge, weil wir sie unterschiedlich erfahren haben, verständlicherweise auch unterschiedlich erzählen und bewerten. Nun aber, wie schon angekündigt, der Vortrag von Herrn Professor Faulenbach. Ich bitte Sie noch einmal um Entschuldigung dafür, das Sie mit dem Risiko leben mußten, kurz unterbrochen zu werden. Bitte Herr Professor Faulenbach.

Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Meine Damen und Herren, wir wollen hier über Aspekte des Alltagslebens der großen Mehrheit der Bevölkerung der DDR sprechen, weil es uns vor allem um die Prägungen geht, die heute im vereinigten Deutschland noch nachwirken.

Ich möchte einleitend unseren Fragerahmen abstecken, indem ich – jeweils sehr knapp – die Begriffe „Alltag“ und „Diktatur“ skizziere, nach Interpretationen des Alltags in der Diktatur frage, Dimensionen und Probleme des All-